

Der Mythos vom berufsqualifizierenden Studienabschluss

Stefan Kühl

(stefan.kuehl@uni-bielefeld.de)

Working Paper 6/2012

Das Versprechen der Bildungspolitiker des Bundes und der Länder, das diese bei der Umsetzung der Bologna-Reform gegeben haben, war mehr als gewagt. Die verpflichtend an allen deutschen Universitäten und Fachhochschulen eingeführten Bachelorstudiengänge sollten nicht nur auf einen aufbauenden Masterstudiengang vorbereiten, sondern als Abschluss selbst schon für einen Beruf qualifizierend sein. Ein Bachelorstudium in Geschichtswissenschaft, Physik oder Pädagogik sollte – so jedenfalls das Versprechen der Bildungspolitik – nicht nur die wissenschaftlichen Grundlagen vermitteln, sondern auch den Zugang zu einem Beruf ermöglichen.

Auch wenn von vielen Fachverbänden früh Zweifel geäußert wurden, ob man nach einer akademischen Ausbildung von nur drei Jahren bereits von einem wissenschaftlich ausgebildeten Historiker, Physiker oder Pädagogen sprechen kann, suggerieren die meisten angebotenen Studiengänge, dass ihren Studierenden nach dem Abschluss ihres Bachelors der Weg ins Berufsleben offensteht. In den Informationsblättern der Universitäten und Fachhochschulen wird vollmundig erklärt, dass die Studierenden nach ihrem Abschluss als Physiker in Forschungsinstituten neue Produkte entwickeln, als Historiker geschichtswissenschaftliche Expertisen erstellen oder als Pädagogen in der Erwachsenenbildung arbeiten.

Dabei kann auch von den Kritikern nicht bezweifelt werden, dass es in einer Reihe von Fachgebieten möglich ist, junge Menschen in drei Jahren für einen Beruf zu qualifizieren. Gerade das deutsche Ausbildungswesen mit seiner Kombination aus betrieblicher Ausbildung und Berufsschule hat gezeigt, dass in vergleichsweise kurzer Zeit junge Leute so zu Buchhändlern, Isolierfacharbeitern, Feinmechanikern oder Notarfachangestellten ausgebildet werden können, dass sie unmittelbar danach in Betrieben einsetzbar sind.

Aber kann auch ein Studienabschluss nach einem dreijährigen Studium an einer Universität oder einer Fachhochschule für einen Beruf qualifizieren?

Die überraschende Umwandlung des US-amerikanischen Vorbilds

Für die angehenden Studierenden klingt das Versprechen des berufsqualifizierenden Studiums verlockend. Wir Hochschulen – so kann man überspitzt das Versprechen auf den Punkt bringen – vermitteln Euch bei Beibehaltung vieler Freiheiten des Studiums in deutlich kürzerer Zeit als bisher eine wissenschaftlich fundierte Bildung, die Euch dann zusätzlich auch noch punktgenau für den Arbeitsmarkt qualifiziert. Man könne sich an den Hochschulen, so das Versprechen, in nur drei Jahren wissenschaftlich bilden und sei dann am Ende mit seinem Abschluss – um einen Werbespruch des Arbeitgeberverbandes zu zitieren – als akademisch qualifizierte Fachkraft in Unternehmen, Verwaltungen, Krankenhäusern und Schulen „willkommen“.

Der Bachelorabschluss, der mit der Bologna-Reform als Qualifizierungsbescheinigung mehr oder minder direkt aus den USA importiert wurde, hat jedoch in dieser deutschen Fassung einen ganz anderen Charakter als in den USA. In den USA käme kein Hochschulpräsident auf die Idee, das Versprechen abzugeben, dass der Bachelorabschluss für einen spezifischen Beruf

qualifiziert. Ob es sich um Forschungsuniversitäten handelt oder kleine Liberal Arts Colleges – die einhellige Meinung ist, dass Hochschulen auf zu keinen Fall zu höheren Berufsschulen verkommen sollen.

Es komme, so die dominierende Vorstellung in den USA, vielmehr darauf an, Studierenden in den ersten drei oder vier Jahren an einem College eine breite Bildung zu vermitteln. Statt einer stromlinienförmigen Ausrichtung des Studiums an den vermeintlichen Anforderungen eines Arbeitsmarktes sei es vielmehr wichtig, Studierenden wissenschaftlich fundierte Einblicke in ganz unterschiedliche Felder zu ermöglichen. Persönlichkeitsentwicklung, so das Konzept in den USA, ist wichtiger als passgerechte Formung von Studierenden für einen spezifischen Beruf.

Der Zwang zur Berufsorientierung im Bologna-Modell

Aber die europäischen Bildungsminister haben – bewusst oder unbewusst – bei der Umstellung von Diplom-, Magister- und Staatsexamensstudiengängen auf die Bachelor- und Masterstudiengänge eine grundlegend andere Zielrichtung als in den USA verfolgt. Jeder Bachelorabschluss, so die einheitliche Vorstellung der Bildungspolitik bei der Umsetzung des Bologna-Beschlusses, sollte grundsätzlich ein „eigenständiges berufsqualifizierendes Profil“ haben und die für die Ausübung eines Berufes notwendigen „wissenschaftlichen Grundlagen, Methodenkompetenzen und berufsfeldbezogenen Qualifikationen“ vermitteln.

Bei einigen Studienfächern, die auch in ihrer Diplomvariante schon immer einen engen Berufsbezug hatten, erscheint die Einführung eines berufsqualifizierenden Abschlusses nach drei Jahren plausibel. Die Betriebswirtschaftslehre, die ja noch Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts an Höheren Handelsschulen unterrichtet wurde, bereitet in ihrer akademisierten Form auf Tätigkeiten in der Wirtschaft vor. Die Bachelorstudierenden können dann natürlich auch nicht viel mehr als jemand, der drei Jahre lang eine Kaufmannsausbildung gemacht hat, aber ein Studium an einer Fachhochschule könnte – jedenfalls wenn man die nicht ganz einfachen Einführungen in die Mikroökonomie weglässt – auf Tätigkeiten im Einkauf, im Vertrieb oder in der Buchhaltung eines Unternehmens vorbereiten.

Aber schon bei der Ausbildung für etablierte Professionen wie Medizin, Jura oder Theologie, die seit der Entstehung der Universitäten im Mittelalter dort unterrichtet werden, wird es schwierig. Über welche Qualifikationen verfügen Mediziner, Juristen oder Theologen nach drei Jahren? Eine Medizinerin verfügt nach dem Einpacken der biologischen, chemischen und physikalischen Grundlagen noch nicht über die gleichen Fähigkeiten wie eine Rettungsassistentin und wüsste vermutlich bei der Konfrontation mit einem Schlaganfall noch gar nicht, was zu tun ist. Ein Jurist hätte nach einem Bachelorstudium wohl einen Überblick über die verschiedenen Rechtsfelder, kann aber vermutlich aufgrund fehlender Kenntnisse in Rechnungswesen und Vergütungsrecht nicht als Rechtsanwaltsfachangestellter eingesetzt werden. Und auch eine Theologin kann nach drei Jahren vermutlich ein Latinum, Graecum und Hebraicum vorweisen, ist aber noch lange nicht für eine Tätigkeit in einer Kirchengemeinde qualifiziert.

Besonders problematisch ist eine Berufsqualifizierung in den etablierten Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften. Wie viel wissenschaftlich fundierte Fachlichkeit – so der Zweifel – lässt sich in diesen komplexen Feldern in drei Jahren aufbauen? Den meisten Lehrenden der Physik, Chemie, Soziologie und Philosophie wird vermutlich mulmig, wenn sich ihre Studierenden bereits nach drei Jahren selbstbewusst als Physiker, Chemiker, Soziologen oder Philosophen bezeichnen.

Die Nivellierung des Bildungssystems

Der Anspruch, innerhalb von drei Jahren ein wissenschaftlich anspruchsvolles, gleichzeitig persönlichkeitsbildendes und für einen Beruf qualifizierendes Hochschulstudium absolvieren zu

können, entsprang letztlich dem Wunsch der Hochschulpolitik, in BA-Studiengängen eierlegende Wollmilchsäue zu züchten. Nach dem Motto „all good things go together“ wurde versucht, alle irgendwie sinnvollen Ziele eines Hochschulstudiums in sehr knapper Zeit erreichbar zu machen. Herausgekommen ist letztlich die Zerstörung eines Bildungssystems, das lange Zeit weltweit als Vorbild gegolten hat.

Der Effekt der Berufsorientierung des Studiums ist letztlich eine Nivellierung des auf die Schulausbildung aufsetzenden Bildungssystems. Klassische Ausbildungsberufe wie Kranken- oder Altenpflege drängen in die Fachhochschulen, was dazu führt, dass die Grenzen zwischen betrieblicher Ausbildung mit parallelem Berufsschulbesuch und Fachhochschulen mit großem Praktikumsanteil immer mehr verschwinden. Und viele Universitäten haben mit der Verschulung ihrer Bachelorstudiengänge, der Einschränkung von Wahlmöglichkeiten und dem Verzicht auf Forschungsanteile maßgeblich dazu beigetragen, die Differenzen zwischen einem Studium an einer Universität und einer Fachhochschule einzuebnen.

Überspitzt kann man von einer von zwei Seiten kommenden „Fachhochschulisierung“ des deutschen Bildungssystems sprechen. Auf der einen Seite streben immer mehr klassische Ausbildungsberufe nach akademischen Weihen, und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis Verfahrensmechaniker, Sport- und Fitnesskaufleute, Fachlageristen, Stuckateure und Diamantschleifer an Fachhochschulen ausgebildet werden. Auf der anderen Seite „entwissenschaftlichen“ viele Universitäten ihre Studienprogramme und mutieren durch den Bologna-Prozess in ihren Bachelorstudiengängen zu Fachhochschulen. In der Regel ist dieses Studienprogramm der Universitäten dann jedoch schlechter als an den Fachhochschulen, weil das universitäre Lehrpersonal wegen fehlender eigener Praxiserfahrungen häufig weder in der Lage noch bereit ist, Studierende für einen spezifischen Beruf auszubilden.

Es ist eine große Ironie der deutschen Bildungspolitik, dass bei der Schulbildung trotz aller Reformen entgegen dem internationalen Trend letztlich an einer Dreigliederung in Hauptschule, Realschule und Gymnasium festgehalten wird, danach aber die Bildungswege faktisch immer weiter nivelliert werden. Die Jahrgangskohorten, die bereits nach der Grundschule gegen die Empfehlung der meisten Bildungsforscher auseinandergerissen werden, werden tendenziell durch die Annäherung des Niveaus der postschulischen Bildungswege wieder zusammengeführt. Am Ende – so die nicht allzu ferne Zukunft – treffen sich dann (fast) alle in einer nivellierten Hochschule wieder.

Die Praxisfassaden an den Universitäten

Weil nach Vorstellung der Bildungspolitiker ausnahmslos jeder Bachelorstudiengang berufsqualifizierend sein muss und die Umsetzung dieser Berufsorientierung über die Akkreditierungsverfahren auch überprüft werden muss, legen sich selbst Bachelorstudiengänge wie Mathematik, Soziologie oder Medizin eine Praxisfassade zu. Es werden Pflichtmodule für Praxisanalysen definiert, in denen Schnupperkurse in die Berufswelt organisiert werden und Studierende den Eindruck bekommen, dass sie schon nach drei Jahren mit ihrem an der Universität erworbenen Wissen einen Unterschied machen können. Es werden Pflichtpraktika im zweiten oder dritten Studienjahr in Unternehmen, Verwaltungen, Schulen oder Kirchen verlangt, suggerierend, dass man da während seines Praktikums nicht nur irgendwie mitarbeitet, sondern bereits aktiv die im Studium erlernten Fähigkeiten einbringen kann. Es entstehen reine „Berufsattrappen“, die die Studierenden während ihres Studiums mit einer Praxisfiktion versorgen, aber kein reales Gegenstück in der außeruniversitären Praxis haben.

Der Aufbau von Praxisfassaden in den universitären Studiengängen ist ein pragmatischer Umgang mit den bildungspolitischen Vorgaben, die ohne Gespür für unterschiedliche Fachkulturen an die Hochschulen herangetragen werden. Man isoliert die Praxisanteile in einzelnen Modulen, die dann zur Legitimierung der Berufsqualifizierung dienen, und benennt Lehrende, die die mühsame Aufgabe übernehmen, Studierende mit Praxis-suggestionen zu

versorgen. Leidtragende sind die Studierenden, die diesen Praxissuggestionen in den Studiengangsbeschreibungen jedenfalls anfangs noch glauben und dann einen vermeintlich höherwertigen universitären Bildungsweg einschlagen, obwohl sie ihre Wünsche nach einer Praxisorientierung in einem Ausbildungsberuf oder an einer Fachhochschule viel besser hätten umsetzen können.

Aber auch wenn die Berufsorientierung an den Universitäten in der Regel nichts weiter als eine große Mogelpackung ist, spricht dies nicht gegen eine Untergliederung des Studiums in ein Bachelor- und ein Masterstudium. Ein Studium von drei Jahren wird sicherlich in den seltensten Fällen für einen spezifischen Beruf qualifizieren, aber ein Bachelorabschluss ermöglicht es Studierenden – anders als noch bei den Diplom-, Magister- oder Staatsexamensstudiengängen –, sich mit einem „Studienabbruchzertifikat“ oder „Studiengangswechselzertifikat“ noch mal neu zu orientieren. Und selbst als „Studienabbruchzertifikat“ macht sich der Bachelor gerade in der beruflichen Praxis deutlich besser als früher ein nach sechs oder sieben Semestern abgebrochenes Diplom- oder Magisterstudium.

Stefan Kühl ist Soziologieprofessor an der Universität Bielefeld und Autor des Buches „Der Sudoku-Effekt. Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie“ (transcript-Verlag).